

Stimmen aus Maria Laach - Stimmen der Zeit

1865 - 1965

Das erste Heft der „Stimmen aus Maria Laach“, wie die „Stimmen der Zeit“ bis Oktober 1914 hießen, ist im März 1865 erschienen, vor hundert Jahren also. Damit dürften die „Stimmen der Zeit“ die älteste heute noch bestehende Zeitschrift dieser Art in Deutschland sein.

Schon im Herbst 1863 hatten die Patres Florian Rieß und Daniel Rattinger in Maria Laach, dem damaligen Studienkolleg der deutschen Jesuiten, den Plan zu einem wissenschaftlichen Unternehmen gefaßt, das sie mit dem Arbeitstitel „Kirchliche Statistik“ bezeichneten. Sie verstanden darunter nicht Statistik im heutigen Sinn, sondern eine umfassende Beschreibung der Kirche und des kirchlichen Lebens der Gegenwart unter Einbeziehung von Geographie und Statistik im eigentlichen Sinn. In etwa, wenn auch nicht ganz, deckte sich ihr Plan mit dem, was wir heute Religionssoziologie nennen.

Der Vorschlag, den sie dem damaligen Provinzial und späteren General des Ordens, P. Anderledy, vorlegten, nahm im Herbst 1864 konkretere Formen an. Im August 1864 setzten sich einige Patres aus Maria Laach zusammen und erarbeiteten einen Plan für eine zu gründende Zeitschrift, „die zu ihrem Hauptinhalte Mitteilungen aus dem Gebiete der historischen Statistik der Kirche hätte, aber prinzipielle Erörterungen gleichfalls aufnahm, nicht sofast für die Gelehrtenwelt, als für gebildete Katholiken überhaupt verfaßt“. Wieweit der Plan, eine Zeitschrift zu gründen, durch die schon bestehenden beiden Jesuitenzeitschriften ähnlicher Art beeinflußt wurde, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Da sich aber sowohl die *Civiltà Cattolica*, die seit 1850 zunächst in Neapel, dann in Rom erschien, wie auch die *Études*, deren Gründung in das Jahr 1856 fällt, in der Bibliothek von Maria Laach befanden, so darf man wohl annehmen, daß die deutschen Jesuiten dadurch in ihrem Plan mindestens bestärkt wurden.

Die Überlegungen wurden im September unter Hinzuziehung der Professoren von Maria Laach weitergeführt, und P. Florian Rieß, der sich am stärksten für die Gründung einer Zeitschrift einsetzte, wußte manche Bedenken, die dagegen erhoben wurden, zu zerstreuen. Ausdrücklich wurde betont, daß man keine Konkurrenz für den Mainzer „Katholik“ werden wolle.

Noch war man sich nicht klar, ob die neu zu gründende Zeitschrift als Monat- oder Quartalschrift erscheinen solle, obwohl man eher zur Herausgabe einer Monatsschrift neigte. Daß sie aber keine rein wissenschaftliche Zeitschrift sein sollte, son-

dern wissenschaftliche Abhandlungen in allgemein verständlicher Form darbieten müsse, wurde in den Beratungen der Professoren allen Einwänden zum Trotz festgehalten. Und noch eines stand von Anfang an fest: die Form. Die wissenschaftlichen Abhandlungen sollten durch Notizen, Rezensionen, kirchliche Nachrichten und kirchliche Aktenstücke ergänzt werden. Beides, das Bemühen um allgemein verständliche Darstellung wissenschaftlicher Probleme wie die innere Form der Zeitschrift, wurde bis auf den heutigen Tag mit geringen Abweichungen durchgehalten. Darin gleicht sie übrigens ihren beiden älteren Schwesternzeitschriften in Rom und Paris, und auch die nach ihr entstandenen Jesuitenzeitschriften des gleichen Charakters weisen eine ähnliche Struktur auf.

Interessant ist die Liste der zu behandelnden Gebiete, die damals aufgestellt wurde und auf der sich die einzelnen Professoren als Fachreferenten eintrugen, etwa für Naturrecht P. Theodor Meyer, für Kirchengeschichte P. Schneemann, der spätere Herausgeber der *Collectio Lacensis*, für die Arbeiterfrage P. Lehmkuhl. An der Liste fällt auf, daß die Naturwissenschaften den ersten Platz einnehmen. Sie sollen freilich nur insofern behandelt werden, als sie gegen die Offenbarung mißbraucht werden. Die Theologie steht an letzter Stelle. Sie erregt das Interesse der künftigen Schriftsteller nur so weit, als sie als Apologetik in Erscheinung tritt. Es wird zwar von „Theologischen Zeitfragen“ gesprochen, aber man darf auf Grund der ersten Hefte annehmen, daß damit nur apologetische und fundamentaltheologische Gegenstände gemeint sind. Noch ist die Dogmatik eine nahezu ausschließliche Angelegenheit des Klerus, die „gebildeten Katholiken überhaupt“ befassen sich damit nur wenig, sie begnügen sich mit dem Katechismuswissen, das gewiß oft beträchtlich war. Aber ihr theologisches Interesse richtet sich wohl meist auf die Apologetik, die „Verteidigung des Glaubens“. Die Dogmatik selbst scheint der Meinung zu sein, daß im Grund schon das meiste gesagt ist, und die Sorge, die uns heute alle bedrängt, wie das alte Dogma auf eine neue Weise dem Verständnis des „Menschen überhaupt“ nahegebracht werden könne, scheint den damaligen Überlegungen fremd gewesen zu sein. Die Jesuiten dachten darin nicht anders als der übrige deutsche Katholizismus. Durch die Ereignisse, die den Beginn des Jahrhunderts eingeleitet hatten, und durch seine starken Bindungen an die feudalen Ordnungen der Vergangenheit war der deutsche Katholizismus eher konservativ eingestellt, und man betrachtete den Liberalismus des 19. Jahrhunderts mit Mißtrauen als das Produkt protestantischer und rationalistischer Geisteshaltung. Daß dies nicht schlechthin falsch und nicht der Ausdruck einer bornierten Gesinnung war, daß man den Liberalismus zu Recht kulturkämpferischer Neigungen für fähig hielt, zeigte wenige Jahre später das berühmte Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872, ein Ausnahmegesetz, wie es nur je eines gab. Obwohl es die vom Liberalismus so hoch gepriesenen Grundsätze der Rechtsstaatlichkeit aufs schlimmste verletzte, fanden sich nur ganz wenige Liberale, die damals für diese Grundsätze eintraten, als es galt, sie auch für die Jesuiten anzuwenden. Man scheute vor keiner Ver-

leumdung zurück. Damals fiel auch die Zeitschrift dem Gesetz zum Opfer. Sie verlor ihre Heimat Maria Laach und mußte sich auf Wanderschaft begeben, die erst 1918 mit dem Erwerb eines Hauses in München endete, wo sie heute noch untergebracht ist, das sie aber noch in diesem Jahr verlassen wird, um am Schloßpark in Nymphenburg ein neues und hoffentlich dauerhafteres Domizil zu finden.

Wir haben ein Jahrhundert überschlagen und müssen zurückkehren zu dem Zeitpunkt, von dem unsere Betrachtung ausgegangen ist, zum September 1864. Die Zeitschrift war also noch gar nicht gegründet, wenngleich schon konkrete Pläne bestanden, die Aufgaben verteilt, sogar finanzielle Mittel bereitgestellt waren. Zu welchem Zeitpunkt Verhandlungen mit dem Verlag Herder in Freiburg aufgenommen wurden, bei dem die Zeitschrift ununterbrochen seit ihrer Gründung erscheint, ist nicht mehr klarzustellen, da alle Unterlagen den Stürmen des letzten Weltkrieges zum Opfer gefallen sind.

Bevor jedoch die Zeitschrift endgültig ins Leben trat, geschah etwas, was den ursprünglichen Plan ein wenig änderte. Am 8. Dezember 1864 erschien die Enzyklika „Quanta cura“ und der mit ihr verbundene Syllabus. Was lag von der Blickrichtung der Überlegungen im Herbst 1864 und von den Erfordernissen der Zeit her gesehen näher, als daß man mit einer Stimme zur Enzyklika ins Leben trat? Diese, ihre Lehrverpflichtung, die wichtigsten ihrer Probleme, der Liberalismus, das Verhältnis von Kirche und Staat, die Grundsätze von Sittlichkeit und Recht, um nur einige zu nennen, das war ja im Grund das inhaltliche Thema jener Überlegungen von Maria Laach gewesen. Kein Wunder also, daß sich das erste Heft der „Stimmen aus Maria Laach“, dessen Vorwort am 7. März 1865 unterschrieben wurde, ausschließlich mit der Enzyklika befaßt, und auch die nächsten zwölf Hefte der „Stimmen aus Maria Laach“ haben die sachliche Problematik der Enzyklika und des Syllabus zum Gegenstand. Von der Struktur her sehen diese zwölf Hefte und ebenso die nächsten zwölf der anschließenden zweiten Reihe über das Ökumenische Konzil vielleicht nicht gerade wie eine Zeitschrift aus. Sie entsprechen aber ihrem Sinn nach und in zunehmendem Maß auch mehr in der äußeren Form dem, was die Patres damals beabsichtigten: einem Organ, worin sie schnell und gründlich zu Fragen der Zeit Stellung nehmen konnten. Daß diese ausschließlich zunächst durch die Enzyklika und die darin angeschnittenen Probleme gestellt waren, daß nicht auch naturwissenschaftliche und kunstgeschichtliche Themen berührt wurden, ergab sich aus der Situation der Zeit. Die Enzyklika hatte einen wahren Sturm der Ablehnung und der Empörung hervorgerufen, die darin angeschnittenen Probleme bewegten das öffentliche Leben nicht nur Deutschlands, sondern der gesamten Welt, und damit verglichen traten die Probleme, die andere Wissenschaften stellten, in den Hintergrund. Es galt schnell und gründlich zu den wichtigsten Themenkreisen der Enzyklika Stellung zu nehmen.

Das ist in den ersten zwölf Heften der „Stimmen aus Maria Laach“ geschehen, und auch die zweite Reihe mit wieder zwölf Heften versuchte, sich dieser Aufgabe

zu unterziehen, indem sie zunächst von den Vorbereitungen des Vatikanischen Konzils, seinem Verlauf und seinen wichtigsten Entscheidungen berichtete.

Aber die Patres waren sich bewußt, daß ihre Absicht noch nicht durch solche lockere Reihen verwirklicht wurde, die, so zeitgemäß sie auch waren, doch noch zu wenig dem Charakter einer Monatschrift entsprachen. Ihre Aufgabe war aber nicht mehr die der Gründung einer Zeitschrift, sondern lediglich nur mehr die einer Umwandlung. Das kommt in dem Vorwort zum Ausdruck, das dem ersten Band der „Katholischen Monatschrift“, wie sich nun die „Stimmen aus Maria Laach“ ab Juli 1871 nennen, zum Ausdruck. Es heißt darin: „Die ‚Stimmen aus Maria Laach‘ behandelten in ihren beiden ersten Serien (1865 bis Juni 1871, vierundzwanzig Hefte oder vier Bände gr. 8^o) ausschließlich jene Zeitfragen, auf welche sich der feindliche Angriff concentrirt hatte, die Encyclica von 1864 und das Concil.

Mit der Vertagung des Concils und der allgemeinen Annahme der päpstlichen Unfehlbarkeit innerhalb der Kirche sehen sich die ‚Stimmen aus Maria Laach‘ veranlaßt, ihre Tätigkeit nicht mehr auf specielle, in sich abgeschlossene Punkte zu beschränken, sondern im Vertrauen auf Gott und seine heilige Sache die katholischen Grundsätze auf der ganzen Linie, auf welcher sie von den Gegnern befehdet sind, im kirchlichen, staatlichen und socialen Leben, sowie auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu vertheidigen.“

Man nimmt also das auf, was man ursprünglich geplant, offenbar nie aus dem Auge verloren und auch in etwa, wenn auch nicht ganz, in den beiden bisher erschienenen Reihen als verwirklicht betrachtete.

Erster Hauptschriftleiter der Zeitschrift war P. Georg Michael Pachtler, dem seither sechzehn weitere folgten. Sie alle wurden vom Orden in diesen Dienst gerufen, und jeder gab die Zeitschrift, die nicht die seine war, an den anderen weiter. Ihre Namen, es sind große und bedeutende darunter, tun nichts zur Sache. Es ist natürlich auch in einer Jesuitenzeitschrift nicht gleichgültig, wer Schriftleiter ist. Trotzdem sind die Zeitschriften des Ordens weniger ein Werk des einzelnen, als vielmehr des Ordens selbst. Wahrscheinlich sind die Schriftleiter der Jesuitenzeitschriften sehr viel freiere Männer als irgendein Schriftleiter, der einem Verlag verantwortlich ist. Es ist nicht so, als ob die oberste Leitung des Ordens ständig oder auch nur im Einzelfall in die Redaktion der Zeitschrift eingriffe. Das ist weder ihre Aufgabe, noch wäre sie dazu in der Lage. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß die geistige Prägung durch den Orden, die geistliche und geistige Schulung eine die Grenzen des Raums und der Zeit überwindende Kraft besitzt. Das bedeutet natürlich nicht, daß die Jesuiten des Jahres 1965 noch genau so dächten und noch genau so die Probleme ihrer Zeit angingen wie die Patres von 1864. Aber es gibt doch in allem Wandel der Geschichte, in aller Bedingtheit des Raumes eine Gemeinsamkeit des Geistes, die allen Wandel bestehen kann, ja die ihn erst ermöglicht. Mag auch die äußere Verbindung unter den Zeitschriften des Ordens nicht gerade eng sein, sie dürfte immerhin enger sein als unter ähnlichen Zeitschriften verschie-

dener Länder, so wissen sie sich doch eins in manchen, man darf wohl sagen den entscheidenden, Grundauffassungen des Lebens. Das verbindet bei aller Verschiedenheit des Lebensgefühls, bei aller Verlagerung der Akzente, wie sie gerade bei einer näheren Betrachtung der Geschichte unserer Zeitschrift sichtbar werden, die verschiedenen Generationen der Schriftleiter und der Mitarbeiter.

Diese Gemeinsamkeit dürfte eher in einer gewissen Grundhaltung zu sehen sein, in dem Willen, aus dem katholischen Glauben „die neue Zeit zu deuten, zu werten und in ihr zu leben“, als in der Gleichförmigkeit der Ansichten und Lösungen, die die Zeitschrift ihren Lesern bot. Es wäre utopisch zu glauben, daß die etwa 500 Jesuiten und die Mitarbeiter aus dem Klerus- und Laienstand, denen sich die Zeitschrift seit November 1927 öffnete, in allen Fragen jeweils einer Meinung gewesen seien. Rudolf Cornely, Theodor Meyer, Alexander Baumgartner, Erich Wasmann, Heinrich Pesch, Stanislaus von Dunin-Borkowski, Peter Lippert, Gustav Gundlach waren doch zu starke und eigenwillige Persönlichkeiten, als daß man sie auf einen uniformen Geist hätte bringen können.

Es ist darum nicht leicht, wenn nicht überhaupt aussichtslos, bei der Vielfalt der Gegenstände und der behandelten Themen eine gemeinsame inhaltliche Linie zu finden, ein Programm, das sich in der Einheitlichkeit der Ansichten und Meinungen äußerte. Vielleicht ist so etwas überhaupt nur bei kurzlebigen Zeitschriften möglich, bei solchen, die sich einer bestimmten Richtung verschrieben haben. Die Art der „Stimmen“ war anders, bewußt und gewollt. Sie waren nie in einem besonderen Sinn avantgardistisch, ein Vorzug, den man zu einem Jubiläum vielleicht gerne an ihnen rühmen hörte, den wohl auch heute manche an ihnen vermissen.

Sie haben trotzdem, man darf dies in aller Bescheidenheit sagen, einen wesentlichen Beitrag zum Leben des deutschen Katholizismus geleistet. Ihre Impulse waren vielleicht leiser, trotzdem auf die Dauer nicht weniger wirksam. Sie haben an dem Aufbruch des deutschen Katholizismus nach dem 1. Weltkrieg ihren Teil beigetragen, der vermutlich vor der Geschichte bestehen kann. Hans Wulf hat im Märzheft 1963 das Werk Erich Przywaras gewürdigt, der 20 Jahre der Schriftleitung der Zeitschrift angehört hat. Schwer zugänglich, haben seine Schriften, von denen die meisten zuerst, wenigstens in ihren Grundgedanken, in unserer Zeitschrift erschienen sind, doch einen entscheidenden Durchbruch zu neuen, theologischen Denkrichtungen bedeutet, die heute am deutschen Katholizismus sichtbar sind. Karl Rahners Theologie ist neben anderen Einflüssen auch aus Przywaras Denken erwachsen.

Vielleicht aber, und das darf hier auch einmal erwähnt werden, haben diese neuen Impulse in jener Haltung ihren Ursprung genommen, die in dem Beitrag Franz Ehrles aus dem Jahr 1880 sichtbar wird. Hier, so scheint uns, ist zum erstenmal das Tor aufgestoßen, das zu den neuen Wegen führte. Im 18. Band unserer Zeitschrift kommentierte er damals die Thomasenzyklika Papst Leos XIII. „Aeterni Patris“. Und gegen gewisse kirchliche Kreise, die in Thomas Höhe- und Endpunkt

des theologischen Denkens sehen wollten, schrieb er: „Nach dem Gesagten lag es also nicht in der Absicht des heiligen Vaters, in der Encyklika uns jenen Auctor zu bezeichnen, bei dem sich gewissermaßen die Endpunkte der im Verlauf des 18. Jahrhunderts abgebrochenen Entwicklung der Scholastik finden, bei dem also zur Fortführung derselben einfachhin wieder anzuknüpfen ist. Er wollte uns den Ausgangspunkt und das leitende Princip der auf diese Wiederanknüpfung und Fortführung abzielenden Studien aufweisen . . .“ (496). Ein solcher Satz war damals nicht selbstverständlich. Und nur weil die Festlegung auf Thomas als dem Anfang und Ende aller Theologie damals verhindert werden konnte, gelang der entscheidende Durchbruch, auch wenn es noch lange dauern sollte.

Weil eben der Name Franz Ehrles erwähnt wurde, sei auch darauf hingewiesen, daß aus seiner Feder – er war damals Schriftleiter der Zeitschrift – 1916 vier Beiträge zur Römischen Frage erschienen, die jene Lösung vorschlugen, die 1929 in den Lateranverträgen verwirklicht wurde, als Ehrle schon Kurienkardinal war. Wieweit Pius XI., der Nachfolger Ehrles als Bibliothekar der Vaticana und sein besonderer Freund, auf diese damaligen Vorschläge Ehrles zurückgriff oder sie von anderer Seite erhielt, läßt sich aus den uns zur Verfügung stehenden Akten nicht ersehen.

Der Durchbruch der Theologie, der sich im Werk Przywaras abzeichnet, hat seinen Widerpart um die gleiche Zeit in den Artikeln und Vorträgen Peter Lipperts gefunden. 99 Beiträge hat dieser begnadete Seelenführer für die „Stimmen“ geschrieben. Manche von ihnen sind für uns Heutige vielleicht etwas zu subjektiv, zu psychologisierend, zu wenig biblisch-theologisch, aber der Klage des „Incipit lamentatio“ im Band 106 (1923/24) kann sich wohl auch heute noch niemand entziehen. Das war ein neuer Klang im deutschen Katholizismus, und so solid die Beiträge P. Meschlars auch gewesen sein mögen, die er um die Wende des Jahrhunderts geschrieben hat – durchaus übrigens in Einklang mit dem, was auch sonst auf diesem Gebiet in Deutschland veröffentlicht wurde –, in Lippert war das geistliche Schrifttum in die deutsche Literatur eingeführt.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß um eben diese Zeit in der Zeitschrift auch insofern ein neuer, damals keineswegs noch selbstverständlicher Ton einzog, als P. Pribilla seine im besten Sinn irenischen Beiträge über die Wiedervereinigung der Kirchen und das Verhältnis der Konfessionen zueinander schrieb. Seine Artikel, weniger dogmatisch als für das praktische Verhalten der Katholiken geschrieben, sind auch heute noch lesenswert, obwohl inzwischen die Verfolgung des Dritten Reichs und neuestens das Vatikanische Konzil die Atmosphäre gründlich bereinigt haben.

Aber zunächst, als die „Stimmen“ ins Leben traten, ging es noch gar nicht um derartige Fragen. Der Katholizismus, ja das Christentum überhaupt stand mitten in einer der schwersten Auseinandersetzungen seiner Geschichte, die um so schwieriger zu meistern war, als es um einen Grundbegriff des christlichen Lebens ging, um

den der Freiheit. Wer hätte dieses Wort lieber vernehmen müssen als eben das Christentum und wie war dieses Wort mit vielen anderen christentumsfeindlichen Elementen aufgefüllt! Es ist kein Zufall, daß es im Vorwort zum ersten Band der nun ausdrücklich zur Monatschrift gewordenen „Stimmen aus Maria Laach“ heißt: „Ein großer Principienstreit bewegt die Gegenwart. Der Liberalismus strebt darnach, gegenüber der Kirche ein sogenanntes reines Vernunft- und Naturreich zu gründen, geht demgemäß darauf aus, die ganze christliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft zu untergraben, das Uebernatürliche zu ignorieren oder zu läugnen, und den Menschen, die Familie, den Staat, die Wissenschaft ohne Gott hinzustellen.“ Die monistische Staatskonzeption des kontinentalen Liberalismus, die der Kirche ihre Rechte verweigert – im Grund eine sehr anti-liberale Haltung –, läßt es verständlich erscheinen, daß sich der Liberalismus mit dem engen Nationalbewußtsein verband und sich zum Vorkämpfer der Nationalbewegungen machte. Man findet den Niederschlag dieser Auseinandersetzung schon im ersten Heft der „Stimmen aus Maria Laach“ in einem Artikel des Schriftleiters, „Deutsche Nationalkirche“, der sich zunächst gegen Döllinger richtet, im Grund aber diesen Liberalismus meint. Es ist also verständlich, daß sich die ersten Jahrgänge der Zeitschrift vor allem mit diesem zeitgemäßen Thema befassen, und als 1872 die Jesuiten aus Deutschland vertrieben wurden, eine Rechtsverletzung, die ganz besonders die junge Zeitschrift auf lange Zeit traf, schrieb P. Ludwig von Hammerstein einen Artikel „Was ist der Staat?“. Darin heißt es: „1. Der Staat ist omnipotent; so lautet die heute von allen Seiten uns entgegenschallende Parole ... Vermöge seiner Omnipotenz kann der Staat jeden ihm nicht genehmen völkerrechtlichen Vertrag, jedes ihm nicht zusagende, wenn auch noch so wohlerworbene Recht eines Andern aufheben und zerstören, und diejenigen seiner Unterthanen, die ihm nicht zusagen, auch wenn sie nichts verbochen haben, ohne Weiteres aus seinen Grenzen entfernen; dazu bedarf es nur eines neuen Gesetzes, zu dessen Herstellung durch bereitwillige Majoritäten bestens gesorgt ist.“ Solche Sätze klingen bereits wie das ferne Grollen eines heraufziehenden Unheils. Und das Ganze mutet an wie das makabre Vorspiel zur deutschen Tragödie, die 60 Jahre später in ihr letztes Stadium trat. Das Ausmaß der Zerstörung konnte damals noch niemand ahnen. Es wäre ungerecht, das Bismarckreich für die Verbrechen des Dritten Reiches haftbar zu machen. Aber es muß uns klar werden, daß solche Verbrechen nicht einfach aus einem unvorbereiteten Boden erwachsen, daß sie eine Mentalität voraussetzen, die sich langsam vorbereitet.

Die frühen Rufer waren da. Ganz ausführlich wird das Thema noch einmal von Viktor Cathrein im 21. Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria Laach“ aufgegriffen – insgesamt erschienen zwischen 1876 und 1915 119 solcher Ergänzungshefte, die einen mehr wissenschaftlichen Charakter trugen. Besonders intensiv werden die Abhandlungen über diese Thematik mit dem Erscheinen der Enzyklika Leos XIII. „Immortale Dei“ über den Staat. Zu Beginn des Jahrhunderts bis nach dem Welt-

krieg tritt diese Problematik zurück. Offenbar war das Interesse des deutschen Katholizismus an solchen Fragen erlahmt. Man beschäftigte sich mehr mit der sozialen Frage im engeren Sinn. Politisch hatte sich der deutsche Katholizismus offenbar mit dem Staat arrangiert, und niemand dachte an das Böse, das unterschwellig weiterlebte. Es ist natürlich leicht, von heute her daran Kritik zu üben. Wir wollen hier nur feststellen, daß die Jahre vor dem ersten Weltkrieg auf dem Hintergrund der späteren Ereignisse enttäuschend sind, vermutlich nicht nur bei den „Stimmen aus Maria Laach“. Wieweit diese durch den allgemeinen Ruf des Kulturkatholizismus mehr und mehr vereinsamten – durch manche schiefe Stellungnahme vielleicht aus eigener Schuld –, wieweit die kircheninterne Krise des Modernismus und des Integralismus viele gute Kräfte lähmte, das alles bedürfte noch eingehender Untersuchungen. Tatsache ist, daß die Zeitschrift auf diesem Gebiet merkwürdig lahm ist, vergleicht man sie mit dem frischen Wind der 80er Jahre. Wir würden es dagegen nicht als ein besonderes Symptom des Versagens bezeichnen, daß sie sich – anders als 1939 – zu Beginn des ersten Weltkrieges nicht von der allgemeinen nationalen Begeisterung freihalten konnte, zumal sich in eben diesen Bänden ganz überlegene und mäßigende Beiträge von P. Dunin-Borkowski zum Krieg und den damit verbundenen Folgen finden. René Marlé hat im Septemberheft 1964 der *Études* eine interessante Studie über die patriotische Haltung der beiden Schwesternzeitschriften im Jahre 1914 angestellt, der *Études* in Paris, der „Stimmen der Zeit“ in München.

Als dann das Unheil des totalitären Staates über Deutschland hereinbrach, keineswegs plötzlich und unerklärlich, haben sich die „Stimmen der Zeit“ durchaus tapfer geschlagen. Dieses Urteil kann auch durch einige, kaum ins Gewicht fallende Mißgriffe nicht erschüttert werden. Man muß sich nur bemühen, hinter die damals notwendige Camouflage der Sprache, hinter die Tarnung mit Harmlosigkeiten in das einzudringen, was eigentlich gemeint war. Dazu ist freilich eine Kenntnis der jeweiligen konkreten Situation unbedingt notwendig, die in München nicht selten anders war als in Berlin oder Köln. Da ist Dunin-Borkowskis pädagogischer Artikel über „Einseitigkeiten“, Lipperts frommer Beitrag über „Die Gemeinschaft der Heiligen“, und wie hat Overmans seinen jeweiligen Kulturbericht kaschiert mit Harmlosigkeiten! Mitten in die Auseinandersetzung, in letzter Stunde vor der Machtergreifung und doch zu spät, um dem Verhängnis zu gebieten, kam Gundlachs Beitrag „Grundsätzliches über Partei und Parteien“ (Dezember 1932). Auch seine anderen Beiträge dieser Jahre – solange ihm das Schreiben in unserer Zeitschrift noch möglich war – kreisen um die Auseinandersetzung mit dem totalitären Staat. Nicht anders war es mit den Artikeln von P. Pribilla, und Anton Koch griff direkt Rosenbergs Mythos an. Das alles war nicht selbstverständlich, und es gehörte Mut dazu, sowohl von seiten der Autoren wie von seiten der Redaktion. Denn anders als irgendeine beliebige Zeitschrift stand die Zeitschrift der Jesuiten unter der „liebenden Sorge“ der Partei und Gestapo. Viele

Schikanen, Hausdurchsuchungen, ein zeitweiliges Verbot vom Dezember 1935 bis März 1936 zeigten, was eigentlich beabsichtigt war: die Zerstörung der Zeitschrift, die dann auch eintrat. Am 18. April 1941 wurde das Haus der Schriftleitung enteignet. Die Zeitschrift konnte zwar noch bis Juni 1941 erscheinen, mußte dann aber wegen der Kriegseignisse eingestellt werden. Es wäre aber nur eine Frage von Monaten gewesen, daß sie auch ohne diesen Eingriff eingegangen wäre, da sie keine Hilfsmittel, vor allem keine Bibliothek mehr hatte, die zusammen mit dem Zentralkatalog der Enteignung zum Opfer gefallen ist. Das alles muß in Zusammenhang mit dem unerbittlichen Kampf gesehen werden, den die Machthaber des Dritten Reiches den Jesuiten angesagt hatten. Wurde doch um die gleiche Zeit ein Geheimbefehl des Führers vorbereitet, der alle Jesuiten als wehrunwürdig aus der Wehrmacht ausschloß, ganz gewiß nicht, um ihr „kostbares“ Leben für höhere Aufgaben zu retten, sondern um ihnen ein ähnliches Schicksal zu bereiten wie den Juden. Einer aus der Schriftleitung, Alfred Delp, wurde schließlich am 2. Februar 1945 hingerichtet. Es gab keine Gemeinsamkeit zwischen den Jesuiten und dem Dritten Reich.

Der totalitäre Staat hatte zunächst gesiegt. Die Zeitschrift war untergegangen. Sie konnte sich aber sagen, daß sie vor dem omnipotenten Staat schon zu einer Zeit gewarnt hatte, als man es noch in der Macht gehabt hätte, den Anfängen zu wehren, freilich umsonst.

Darf man auf diesen beiden Gebieten, auf dem des theologischen Denkens und auf dem der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, die wichtigsten Beiträge sehen, die die Zeitschrift zum Leben des deutschen Katholizismus geleistet hat? Sähe man die Sache nur vom Erfolg her, dann wäre wohl nur das erste Gebiet zu nennen. Aber gerade das zweite Gebiet ist noch etwas auszuweiten: die Zeitschrift und ihre Mitarbeiter, vor allem Augustinus Lehmkuhl, Heinrich Pesch, Gustav Gundlach und Oswald von Nell-Breuning, haben gewichtige Beiträge zur katholischen Soziallehre geliefert. Dies geschah vielleicht weniger systematisch, weil das in einer Zeitschrift gar nicht ohne weiteres möglich ist. Aber namentlich durch einen Heinrich Pesch wurde die Meinung begründet, in Deutschland seien die Jesuiten in sozialen Fragen führend. Wir sind nicht dieser Ansicht, wenngleich wir den Beitrag unserer Zeitschrift nicht unterschätzen. Es war Heinrich Pesch, der durch seine ausgleichende und vermittelnde Haltung viel zur Beilegung des Gewerkschaftsstreits beitrug. Als auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung Pius X. mit seiner Enzyklika „Singulari quadam“ eingriff, haben die „Stimmen aus Maria Laach“ kein Wort zu ihrer Empfehlung und Verteidigung gebracht, worüber sich viele Freunde der Zeitschrift erregten. Der damalige P. General Franz X. Wernz nahm jedoch die „Stimmen“ in Schutz, indem er auf den Unterschied zwischen dem Unfehlbarkeitsdogma und dem Gewerkschaftsstreit hinwies. Vierzig Jahre später haben die „Stimmen der Zeit“ in der Gewerkschaftsfrage eine analoge Haltung eingenommen. Die „Stimmen“ haben damals im gesamten Integralismusstreit be-

ruhigend und klärend gewirkt, was ihnen den Zorn einiger integraler Blätter eingetragen hat. Man solle sich darum nicht kümmern, war die Antwort aus Rom an den damaligen Redakteur.

Wenn wir uns fragen, worin wir heute den Hauptbeitrag der Zeitschrift zu den Problemen des gesellschaftlichen Lebens sehen, dann dürfte die Antwort wohl dahin gehen, daß sie versucht hat, feste, allzu feste Vorstellungen von dem, was katholische Soziallehre ist, aufzulockern und zu zeigen, daß auch der katholische Sozialpolitiker, so sehr er von seinem festen Glauben durchdrungen sein mag, keine Patentlösungen anzubieten hat, sondern sich ehrlich und rechtschaffen um Lösungen bemühen muß in der sachlichen Auseinandersetzung mit der Welt.

In den Überlegungen von 1864 standen an erster Stelle die Naturwissenschaften, freilich nicht in sich, sondern insofern sie „gegen die Offenbarung mißbraucht werden“. Gemeint war damit zunächst der Darwinismus, vor allem seine Abstammungslehre. Man hat jedoch den Eindruck, daß das vielleicht noch grundlegendere Problem der Methodenfrage, daß es nämlich neben der naturwissenschaftlichen Methode eine durchaus eigenständige und nicht weniger wissenschaftliche Methode der Geisteswissenschaften gibt, nicht gesehen wurde. Noch war man selbst zu sehr vom naturwissenschaftlichen Denken beeinflusst, und noch glaubte man, man brauche nur die naturwissenschaftlichen Methoden und Ergebnisse recht anzuwenden, um den Glauben, wenn auch nicht zu begründen, so doch in jeder Hinsicht zu verteidigen. Man dachte noch naturwissenschaftlich, nicht geschichtlich, um es etwas vereinfacht auszudrücken.

Damit sollen Wert und Notwendigkeit der damaligen Fragestellung nicht geleugnet sein, wenngleich wir heute ihre Grenze sehen. Die Grenze der damaligen Patres lag aber wo anders. Sie hatten keine Naturwissenschaftler, und sie wollten wohl in kluger Selbstbescheidung auch nicht den Eindruck erwecken, als wären die damaligen Jesuiten große Naturwissenschaftler, wie das noch im Orden vor der Auflösung von 1773 der Fall war, wo ein einzelner noch mit geringen Mitteln erstaunliche Erkenntnisse auf naturwissenschaftlichem Gebiet erzielen konnte. Aber schon 1864 nicht und noch weniger heute hat ein einzelner, noch dazu ohne die nötigen finanziellen Mittel, die Möglichkeit, auf diesem nahezu ins Unendliche aufgefächerten Gebiet etwas zu leisten.

Die ersten Hefte der „Stimmen aus Maria Laach“ bringen, von der damaligen Sicht ausgehend, einige Beiträge zur Abstammungslehre. Aber aufs Ganze gesehen wirken diese dürftig; sie erscheinen mehr sporadisch als systematisch, und dies nicht nur, weil die konkrete Situation keine Systematik ermöglichte. Es fehlen einfach die Mitarbeiter, die forschend auf diesem Gebiet tätig sind. Und so ist es im Grund bis auf den heutigen Tag geblieben. Damals kam vielleicht noch dazu, daß die Austreibung aus Deutschland die Zeitschrift sehr traf, gerade in naturwissenschaftlicher Hinsicht. Der oftmalige Umzug der Redaktion – bis 1914 mußte sie viermal um-

ziehen – ließ ein ruhiges Arbeiten, was gerade für die Naturwissenschaften mit ihren Instituten notwendig gewesen wäre, nicht zu.

Insofern war es ein besonderer Glücksfall für die Redaktion, daß sie von 1883 ab einen Naturwissenschaftler fand, der bis 1930 für sie arbeitete und als Gelehrter Weltruf errang: Erich Wasmann. Seine Jugenderinnerungen erschienen ein Jahr nach seinem Tod in den „Stimmen der Zeit“ (1932). An ihm, dem berühmten Ameisenforscher, ist vielleicht am ehesten zu zeigen, was heute noch einer katholischen Zeitschrift auf dem Gebiet der Naturwissenschaften möglich ist. Wasmann hat sich ein kleines Gebiet zur Forschung ausgesucht, wozu er weniger finanzielle Mittel, als vielmehr Geduld und Zähigkeit brauchte: das Leben der Ameisen. Noch heute lesen sich seine Beiträge in den „Stimmen“ frisch wie am ersten Tag, wenn er etwa „Aus dem Leben einer Ameise“ (1886) berichtet: „Ich bin eine kleine, grauschwarze Emse und heiße *Formica fusca*.“ Tierpsychologie in bester Form wird hier erzählt in einer Anschaulichkeit ohnegleichen, und dies alles auf Grund jahrelanger Beobachtungen. Im Nachruf auf Wasmann schreibt Hermann Schmitz: „Im Herbst 1899 siedelte P. Wasmann mit der Schriftleitung der ‚Stimmen‘ nach der Hauptstadt von Luxemburg über. Der Entschluß dazu war nicht leicht geworden, verlor er doch dadurch das einzigartige Beobachtungsgebiet für *Formica sanguinea*, seine ‚Lieblingsameise‘, rings um das Kloster Exaten. Dort hatte er auf einer Landkarte eine Fläche von vier Quadratkilometern eingetragen und darauf 412 Kolonien der genannten Ameise mit etwa 2000 Nestern und rund fünf Millionen Ameisen verzeichnet! Alle diese Ameisenhaufen hatte er fünf Jahre unter Kontrolle gehalten und nach Möglichkeit jeden Monat je einmal besucht. Dank dieser umständlichen, aber lohnenden Arbeitsweise war es ihm gelungen, den Ameisen viele Geheimnisse abzulauschen und rätselhafte Zusammenhänge aufzudecken!“ Das konnte noch von einem einzelnen ohne große Kosten geleistet werden, und der Orden war großzügig genug, ihm freie Bahn zu lassen.

Wasmann hat die Ergebnisse seines Forschens vor allem im Kampf gegen Haeckel verwandt. Berühmt wurden seine Berliner Vorträge im Februar 1907, wo er sich in öffentlicher Diskussion seinen Gegnern, den Monisten, stellte. 2000 Menschen besuchten am 18. Februar dieses Streitgespräch, das sich bis Mitternacht hinzog.

Es war natürlich ein Glücksfall, daß die Zeitschrift einen solchen Mitarbeiter hatte, wie sie nicht immer zu finden sind, wie sie gerade in einem Orden nur selten sind, da dessen ganze Ausrichtung anders verläuft als die der modernen Wissenschaften, nämlich auf die Deutung, Verteidigung und Verkündigung der Heilswahrheiten, ihrer Voraussetzungen und ihrer praktischen Forderungen. Nicht so sehr die Sache an sich interessiert da, als vielmehr ihre Stellung in der gesamten Verkündigung der Kirche, ein Problem, das zweifellos noch nicht gelöst ist und das für die Zukunft noch gewaltige Aufgaben für die Theologie stellen wird.

Das wird besonders deutlich in der Stellung der „Stimmen“ zur Literatur. Sie ist als zu behandelnder Gegenstand in den Überlegungen von 1864 nicht einmal

aufgetaucht, ja, wie es scheint, nicht einmal erwähnt worden. Die Literatur existierte für die Professoren von Maria Laach offenbar nicht, und sie scheinen hier nicht sehr viel anders gedacht zu haben als der übrige deutsche Katholizismus, der ja am Aufschwung der deutschen Literatur der letzten Jahrhunderte kaum beteiligt war. Aber die Tatsachen waren stärker als die theoretischen Überlegungen, und so setzte schon 1874 in den „Stimmen“ die Literaturkritik ein mit den ersten Aufsätzen von Alexander Baumgartner und Wilhelm Kreiten. Bald läßt sich in der Zeitschrift ein dreifach gerichtetes Interesse erkennen, ein apologetisches, ein innerkatholisches und ein literaturgeschichtliches. Das apologetische Bemühen richtete sich gegen die zeitgenössischen unchristlichen und antikatholischen Tendenzen. Die innerkatholische Literaturbetrachtung wollte die Leser mit katholischen Autoren der Gegenwart bekanntmachen. Die literaturhistorischen Arbeiten sollten den Lesern Themen universalgeschichtlicher literarischer Bildung darstellen. Sie führten zu Baumgartners siebenbändiger „Geschichte der Weltliteratur“ (Freiburg 1911/12).

Die apologetische Literaturbetrachtung meldete sich mit dem 2. Ergänzungsheft der „Stimmen“ von 1877 selbstbewußt zu Wort. Es ist eine Studie zu „Lessings religiösem Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des ‚modernen Gedankens‘“. In den gleichen Ergänzungsheften folgten 1879–86 Baumgartners Goethe-Studien, die den gesamten Lebensweg Goethes und sein Verhältnis zu Schiller darstellten. Der apologetische und pädagogische Nenner dieser Schriften und der kleineren Aufsätze muß auf dem historischen Hintergrund, einmal des Kulturkampfes, sodann des umfassenderen, mächtig um sich greifenden Säkularisierungsprozesses, der z. T. im Namen der „Wissenschaft“ auftrat, gesehen werden. Im Jahr 1875 war „Der alte und der neue Glaube“ von D. F. Strauß erschienen. Das Buch konnte nach drei Monaten bereits ein viertes Mal aufgelegt werden und erlangte eine ungewöhnliche Publizität. Die übernatürliche, geschichtlich ergangene, christliche Offenbarungsreligion wurde darin abgelehnt. Als „Ersatzmittel für die Kirche“ empfahl Strauß die Dichter, vorab Lessing und Goethe. Wer „modern“ sein, mit der „Zeit“ gehen wollte, mußte den neuen humanitären „Glauben“ annehmen. Gegen solchen Geist warf sich Baumgartner als Anwalt des „alten Glaubens“ auf. „Es wäre an der Zeit“, schrieb er, „der katholischen Jugend offen und rund heraus zu sagen, daß bei einem Lessing weder christliche, noch wahre nationale Bildung zu haben ist, daß ihm das Ideal der wahren Menschlichkeit, der Gottmensch Christus, völlig abgeht, daß er mit den Idealen der christlich-deutschen Vergangenheit sich in keinem Zusammenhang befindet, daß er die christliche Religion verachtet, rationalisiert und bekämpft.“ Ebenso hart und entschieden schoß Baumgartner seine Pfeile gegen den Goethekult ab. „Goethes Philosophie, Religion und sogenannte Weltanschauung ist weiter nichts als der seichteste Naturalismus, wie ihn das Vatikanische Konzil feierlich mit dem Banne belegt hat.“ „Wäre die schöne Form das Höchste in Kunst und Leben, so wäre Goethe ... wirklich als ein Ideal deutscher

Bildung zu betrachten . . . Das beherrschende Grundprinzip des glänzend begabten Dichters ist keine vom Himmel stammende und gen Himmel strebende Inspiration. Es sind nicht die christlichen Ideale, sondern der mächtige Eros des heidnischen Altertums.“ Im Verlauf seiner Darstellungen deutete Baumgartner immer wieder das Kunstwerk vom Biographischen und das Biographische vom Kunstwerk her. Dieses methodische Prinzip erscheint uns heute ungerechtfertigt, war aber damals allgemein verbreitet. Bei der Förderung der innerkatholischen Belletristik war man sich deren Zweit- und Drittrangigkeit einigermaßen bewußt. W. Kreitens Grundsatz wurde von A. Stockmann – er schrieb in den „Stimmen“ 1905–1937 – übernommen. Dieser lautete: „Unsere katholische Poesie hat vor jeder andern vor allem den entschiedenen Vorzug, daß sie durchweg auf dem Boden der Religion und der Sittlichkeit steht. Auf ihren künstlerischen Wert dürfen wir bis jetzt noch nicht so stolz sein“ (1906). Der „katholische Gehalt“, die erhebende Darstellung des Idealisierenden und des „Schönen“ stand bei solcher Betrachtung im Vordergrund. Maßstab für die ästhetische Gestalt war ein klassizistisch-romantisches Gebilde harmonischer Art, das man aus der Vergangenheit abstrahierte und zur Nachahmung empfahl. Daß dann die echten literarischen Aufbrüche der Zeit, die wir heute als „Naturalismus“ und „Expressionismus“ bezeichnen, in denen ein neues Verhältnis zu der sich verändernden Welt gesucht und neue sprachliche Mittel ausprobiert wurden, zu einem Teil nicht erkannt, zu einem andern Teil einseitig abgeurteilt wurden, mag uns heute verwundern, wird aber von der damaligen katholischen und neuscholastischen Abwehrhaltung und Abgeschlossenheit her verständlich.

Im bekannten katholischen Literaturstreit zwischen Karl Muth und seinem „Hochland“-Kreis und dem „Gral“, hrsg. von F. Eichert und R. von Kralik, nahm Baumgartner in seinem Aufsatz „Literarische Gegensätze unter den deutschen Katholiken“ (1909) für Kraliks Streitschrift und Programmatik gegen Muth und den „Hochland“-Kreis Stellung. Muth war der moderne, der bloße katholische Gesinnung an Stelle von literarischem Rang auf dem Gebiet der Literatur nicht gelten ließ, der auch in der literarkritischen Betrachtung der Mitwelt aus dem katholischen Getto ausbrechen wollte. Kralik plädierte für eine Erneuerung der Literatur im Sinn der katholischen Romantik. Wenn Muth „die Tendenzlosigkeit der echten Kunst“ fordere, erwiderte Kralik und mit ihm Baumgartner, dann habe „der Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft verloren“. „Der Standpunkt des Veremundus“ – Muths Pseudonym – sei „genau der der Aufklärer“ (77). Baumgartners Tod, 1910, markiert das Ende des ersten Abschnitts der Literaturkritik in den „Stimmen“. Der kämpferisch-polemische Ton wurde in den folgenden Jahrzehnten merklich zurückgenommen. J. Overmans, zwischen den beiden Kriegen, und H. Becher, vor allem nach dem zweiten Krieg, schrieben zwar auch noch vom pädagogisch-sittlichen Standpunkt her, öffneten sich aber mehr und mehr einem positiveren Verhältnis zur nichtkatholischen Literatur. Eine Literar-

kritik, die das komplizierte historische Phänomen der Literatur in einer säkularisierten und auch „weltlichen Welt“ zur Kenntnis nimmt und dann Prinzipien einer möglichen christlichen Ästhetik und Literarkritik in der modernen Welt aufzuzeigen sucht, wurde bis jetzt kaum entwickelt. Vielleicht war dazu das zweite Vatikanische Konzil als Voraussetzung notwendig, das den Katholiken neu, und in dieser Weise zum erstenmal, die Tore zur gegenwärtigen Welt aufstößt.

Eine ähnliche, wenn nicht vielleicht noch schwierigere Situation lag in der Kunstgeschichte vor. Die wiederholten Revolutionen und Vertreibungen hatten die geistigen Zentren der Orden zerstört, viele, ja die meisten Bereiche von Kunst und Wissenschaft hatten sich emanzipiert von Religion und Kirche und führten ein autonomes Leben. Die neuen Formen in Realismus, Naturalismus und Impressionismus entstanden aus einer Geistigkeit, die von Religion und Metaphysik abstrahierte, wenn nicht gar sie leugnete.

So ist es nicht zu verwundern, wenn man im katholischen Raum dieser säkularisierten Kunst eine besondere Pflege der Tradition entgegensetzte, besonders der religiösen Kunst des Mittelalters und hier vor allem wieder der Gotik. Diese Haltung macht sich auch in den „Stimmen aus Maria Laach“ bemerkbar. Die Arbeit dreier Patres ist hier vor allem zu beachten: Stephan Beissels, Joseph Brauns und Joseph Kreitmaiers, von denen jeder wieder seine eigenen Wege ging.

So hat Braun eine Auseinandersetzung mit der modernen Kunst gar nicht erst versucht. Sein Interesse war rein historisch. Hier hat er grundlegende Werke geschaffen (Die pontifikalen Gewänder des Abendlandes 1898, Die belgischen Jesuitenkirchen 1907, Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten I 1908, II 1910, Der christliche Altar 1924, Die Reliquiare 1940, Tracht und Attribute der Heiligen 1943). In der Zeitschrift selbst erschienen entweder die Vorarbeiten oder die Frucht dieser wissenschaftlich außerordentlich wertvollen Werke.

Auch Stephan Beissel hat seine großen Werke zur Erhaltung und Weiterführung der Tradition geschaffen: Geschichte der Trierer Kirchen 1888, Geschichte der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien 1890–1906. Anders als Braun hat er sich jedoch auch mit der Moderne auseinandergesetzt und eine Reihe bedeutender Aufsätze zu diesem Thema geschrieben. Das Ideal der christlichen Kunst sah er in Overbeck, Cornelius und Steinle verwirklicht.

Am intensivsten setzte sich Joseph Kreitmaier mit der modernen Kunst auseinander. Er lehnt zwar den Impressionismus, den „Blauen Reiter“ und den Expressionismus ab – ganz unbegründet waren die Vorbehalte gegen die moderne Kunst, die auf liberalen oder auf ethisch anfechtbaren Anschauungen aufruhte, keineswegs –, aber er war nicht engstirnig und er war mit einem guten Schuß Skepsis gegen sich und seine Urteile begabt. Die neue christliche Möglichkeit im Kunstschaffen sah Kreitmaier vor allem in der Beurerer Kunst. Er hat zweifellos deren Bedeutung überschätzt, aber ihr Grundanliegen dürfte er richtig gesehen haben:

eine neue christliche Kunst sollte aus neuen religiösen Impulsen wachsen. Dies war in Beuron durch die gleichzeitige Erneuerung und Pflege der Liturgie der Fall.

Die plötzliche Übernahme der modernen künstlerischen Formenwelt der Abstrakten, Kubisten, Surrealisten in den modernen Kirchenraum, die wir seit 1945 erleben, ohne daß die weltanschauliche Herkunft dieser Kunst beachtet wird, zeigt, daß die Fragen, vor die die Mitarbeiter der Zeitschrift in den 100 Jahren, nach außen hin jeweils verschieden, im Grund aber doch auf dieselbe Weise gestellt wurden, noch nicht beantwortet sind. Eine bloß ästhetische Übernahme des Kubismus oder der Abstraktion ist der Neugotik, über die wir uns heute so gerne lustig machen, innerlich verwandt. Die Übernahme moderner Formen ist nur dann legitim, wenn sie von der christlichen Offenbarung integriert sind.

Damit stehen wir vor dem Grundproblem der Zeitschrift heute. Aber ist es im Grund ein anderes als jenes, vor das sich die Patres im Jahr 1865 gestellt sahen? Vielleicht konnten sie es mit den Mitteln ihrer Theologie noch nicht so erkennen und ausdrücken: wie kann der legitime geistige Pluralismus unserer Zeit in ein einheitliches Weltbild hineinintegriert werden? Darin einen Weg zu suchen, wird auch in Zukunft die Aufgabe der Zeitschrift sein.

Der bisherige Verlauf des II. Vatikanischen Konzils und die Einheit der Christen

Augustinus Kardinal Bea

Mit dem am 21. November v. J. erfolgten Abschluß der dritten Konzilsperiode hat das II. Vatikanische Konzil, zeitmäßig gesprochen, schon dreiviertel des Weges hinter sich. Verschiedene Konzilsdokumente sind schon definitiv angenommen und promulgiert worden und andere sind dem Abschluß nahe. Die nächste Periode, die am 14. September beginnt, ist offiziell als die letzte angekündigt worden. Was eines seiner Hauptthemen, die Einheit der Christen, angeht, so ist die diesbezügliche Vorlage, das „Ökumenismusdekret“, verabschiedet und offiziell promulgiert worden. Auch manche anderen Dokumente, die dieses Thema in verschiedener Weise berühren, sind entweder schon verabschiedet oder für die endgültige Be-